

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kleine Leute. Dorfskizzen von Fredy Schmid

[urn:nbn:de:bsz:31-338138](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338138)

Kleine Leute.

Dorffkizzen von Fredy Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Der Abendsonnenschein liegt breit und gelb auf der Dorfstraße, vergoldet ringsum den kleinen Häusern die rothen Ziegel oder erheitert ihre altersgrauen, verbrießlichen Stroh- und Schilfdächer, und verklärt rings die Gegend mit dem warmen Ton friedlicher, freundlicher Sonntagsstimmung.

Der schattigen Häuserwand entlang, tief am Boden hin, schießen schillernd durch das stuhende Sonnenlicht die Schwalben mit leisem Gezwitzcher. Mit Windeseile geht das hin und wieder; sie haben freie Bahn. Kein träges Bauernfuhrwerk stört ihren Flug, kein Mensch und kein andres Lebewesen ist weit und breit, der sie nöthigte, in jäher Wendung pfeilschnell aufwärts, oder dicht an der Erde streifend, zu entweichen. — Sonntagabendstille lagert über dem Dorf.

Ueber den sonnbeschienenen Schornsteinen wirbelt da und dort der bläuliche Rauch zum klaren Abendhimmel auf. Aber, so lautlos und bescheiden die alten Kamine auch ihre beschauliche Thätigkeit verrichten, es ist doch jemand da, der ihr verwunderliches Thun mit aufmerksam gespannten Blicken verfolgt.

Aus dem alten, braunen Hofthor dort, welches halbgeöffnet an dem ebenso alten, großen Haus mit dem mächtigen Strohdach und dem roh geschnittenen First lehnt, ist ein kleiner, stiller Beobachter heraustrgetreten. Nun steht er mitten im Sonnenschein, mitten auf der Straße. Die Fäuste tief im schließigen Hosensack, die staubigen Barfüße unternehmend gespreizt und den Flachskopf aus dem offenen Hemdchen langhalsig emporgestreckt, so schaut er nach dem rauchenden Wunder.

Der kleine Naturforscher denkt angestrengt nach; und man sieht es der krausen Stirn an, er denkt tief nach: — da kommen die breiten, grauen Rauchwolken dick geballt aus dem Schornstein heraus; sie krümmen sich und winden sich, als ob sie lebten, und schlängeln sich immer höher und höher, immer dünner und lichter und — da — dort — jetzt sind sie verschwunden, spurlos verschwunden . . . zu unterst aber drängen andere schwerfällig und zum Greifen rund wieder nach — wie das wohl zugeht? . .

Dem blonden, feuchtnasigen Denker ist's und bleibt's ein Wunder; sein offener Mund und die weit offenen Augen sind der gleichen Meinung: — so was will studirt sein. — Doch da wird er in feinen Betrachtungen unversehens gestört.

„Sepple! Du, Sepple!“ Dazu ein energisches Winken mit dem Arm . . . richtig, das

genügt, um die schwierigen Gedankengänge des Kleinen zu unterbrechen.

Rufen und Winken kommt von der Thüre eines kleinen aber jauberen Hauses her. Dasselbe steht dem großen Hofthor schräg gegenüber, dem vorhin der Sepple glücklich entronnen war. Dort unter der Thüre steht ein Mädchen. Es ist blondhaarig, wie der Sepple, grad so groß, wie der Sepple, wohl auch grade so alt — so 6 Jahre ungefähr — und, wie der Sepple im Sonntagsstaat, das heißt soviel noch davon zu sehen ist, denn zu dieser Abendstunde sind dem kleinen Volk schon die besten Theile, als Sonntagskittel und -Rock, abgenommen. Sonntagskleider müssen geschont werden. —

„Sepple komm!“, winkt Klein-Evchen nochmals energisch und nun setzt sich der Sepple langsam in Bewegung. Er bezweifelt, daß ihm Evchen etwas Interessanteres werden bieten können, als einen so schönen, dicken Schornsteinrauch . . .

„Sepple“, sagt Evchen mit gewichtiger, geheimnißvoller Miene, „Sepple, wir wollen waschen. In unserem Hof, da haben wir den Waschzuber, weist Du, den großen, der steht noch von gestern gefüllt, da wollen wir die Pupp' waschen!“

. . . „Und Schiffle . . .“, fällt Sepple mit leuchtenden Augen ein.

. . . „Ja, und den Hampelmann waschen wir auch.“ . .

„Und nachher spritzen wir einander!“ . . . jubelte Sepple, und faßt das Evchen begeistert am Armel, und so laufen halb, halb kollern die beiden kleinen Unternehmungslustigen in's Hans hinein, nach hinten in den kleinen, düstern Hof.

Dort steht, schön und gewaltig gefügt, der begehrte Gegenstand zu ergötzlicher Beschäftigung, der große, alte Waschzuber, gefüllt mit verbrauchter, abgestandener Regenlauge.

Eifertig ist ein alter Stallschemel aus der Hofecke herbeigeschleppt, der ein bequemes Hantiren in der herrlichen Flüssigkeit ermöglichen soll, und nun kann's losgehn . . .

„So, jetzt waschen wir die Pupp'“, mahnt gewissenhaft und geschäftig Klein-Evchen. Gut versteckt wird sie hinter einem Strohschopf hervorgelangt, gleichzeitig mit dem alten, abgeblähten Hampelmann; der ist wohl schon öfters gewaschen worden — so sieht er aus . . .

„Rein mit“, sagt Sepple, und seelenvergnügt tunken die beiden Blondköpfe ihre unglücklichen Opfer tief in's Wasser, daß es quirlt. Mit einer alten

Blechkanne werden sie obendrein noch von oben bis unten begossen, und gewaschen wird, daß es ein Staat ist.

„Jetzt sind sie sauber“, sagt Evchen mit halbprüfendem, mitleidigen Blick.

„A wo!“ sagt Sepple unersättlich, und tunkt Evchen's Puppe noch einmal so kräftig in die übelriechende Brühe.

„Doch, sie sind sauber!“ begehrt Evchen auf.

„Du bist mir auch sauber!“ höhnt Sepple.

„Und Du erst!“ eifert Evchen.

„Sauberer wie Du!“ behauptet selbstbewußt der Sepple.

Da hat er aber auch schon einen kräftigen Wasserguß über'm Kopf, denn das war doch sicherlich für Evchen eine grobe Beleidigung.

„So, jetzt bist Du sauber!“ frohlockt sie —

Der Sepple hat zum Grollen keine Zeit; er fährt sich mit beiden Händen durch die nassen Haare und über das Gesicht, und dann heißt es: Rache ist süß. Mit beiden Händen wirft er Evchen einen großen Schuck Wasser in's Gesicht, ganz gegen Evchen's persönliche Absicht und Meinung.

Nun wird hinüber und herüber gespritzt, und jetzt ist Sepple in seinem Element. Das war ja schon vorhin sein Wunsch, und an dessen Erfüllung geht er nun mit aller Umsicht und Gründlichkeit.

Evchen ist der wenig siegreichen Wasserschlacht bald müde. Sie zieht sich schmolend zurück. Sepple aber findet es langweilig, für sich allein weiter zu hantieren. Er lenkt wieder ein. „Du,“ sagt er zu Evchen persönlich, was spielen wir jetzt?“

„Nix!“ antwortet mit beleidigter Kürze die Kleine.

„Doch, aber sag' was?“ beharrt Sepple.

Evchen's Interesse erwacht wieder. . . . „Was?“ sagt auch sie nachdenklich. . . .

Da stehen sie, die Beiden. Mit dem Denken will's beim Sepple wieder gar nicht vorwärts gehen, grad' wie vorhin beim Schornsteinrauch. . . .

In diesem Augenblick vermehrt sich die Bevölkerung des kleinen Hofes um eine neue, bemerkenswerthe Person.

„Was treibt denn ihr da?“ fragt ein etwa achtjähriger Bursche, der soeben unter die Hofthüre getreten ist, just in der gleichen Stellung, in der vorhin Sepple nach den Kaminen geguckt hatte; aber doch mit ganz anderer Miene, ganz anderer Haltung.

Peter's dunkle Augen schauen scharf über das Hofpanorama vor ihm, zum Nachdenken, wie für den Sepple, gibt es für ihn dabei ringsum rein gar nichts.

„Wir wollen was spielen,“ erklärt ihm Evchen treuherzig.

„Was?“ wiederholt Peter die Frage von vorhin.

„Mer wisse's net,“ bekennet Evchen offen.

Peter begreift sofort die Sachlage: „Gelt, der Sepple ist wieder einmal zu dumm dazu,“ spottet er gutmüthig, und Sepple nickt mit dem blonden Flachskopf eine betrübte Bestätigung.

„Ich spiel mit!“ entschließt sich nun Peter großmüthig, „und ich will angeben, was als!“ fügt er bei. Man sieht ihm an, daß er nun die geistige Führerschaft im kleinen Spielverein übernommen hat. Und nun fängt Peter an, zu kommandiren: „Du, Ev, bist das Schaf,“ sagt er unhöflich, „und Du, Loderle,“ sagt er zu Sepple, „bist der Hirt, ich aber bin der Wolf, jetzt gebt Acht!“ — —

Der Peter macht seine Sache gut; er rennt im Hof herum, halb wie ein junges Kalb, wenn's in's Freie kommt, mit Schnauben und Ausschlagen, halb wie ein edler Renner im Zaum, so springt er in steifem Trab durch den Hof; die beiden Andern, Schaf und Hirt, kriegen ordentlich Angst vor dem Wolf, namentlich wenn er die Zähne bledt.

Aber der Sepple hält sich trotzdem tapfer, und wie schließlich der Wolf doch das Schaf am Kermel mit fortzieht, ist's eben der Sepple auch zufrieden; denn was soll er da machen? — ja, was machen? Der Sepple steht wieder mitten im Hof und weiß von Neuem nicht, was in solchem Fall zu thun sei.

Das Wolf- und Schafspielen geht ihm Alles viel zu schnell und gewaltsam — er sinnt nach. Plötzlich, wie er den Waschzuber wieder betrachtet, kommt ihm eine Erleuchtung. „Ja so, Schiffle“, schlägt er vor, „ha, ja, Schiffle wollen wir jetzt spielen!“ Fragend sieht er Peter an —

„Schiffle?“ erwidert dieser, „recht, jetzt spielen wir einmal Schiffle!“ Und gnädig gesinnt begibt er sich mit den beiden Spielgenossen zum wieder interessant gewordenen Wasserzuber.

„Aber jetzt, wir haben ja kein Schiffle!“ bemerkt Evchen mit gerechtem Bedenken. Da macht Sepple ein vergnügtes Gesicht; ehrgeiziger Stolz und die Begier, ein mehrtägiges Geheimniß los zu werden, drängen ihn zur Mittheilung.

„Ev! Ich hab' ein's gemacht, — so ein Schönes — aus Holz!“ ruft Sepple gar gewichtig seiner Gespielin zu. . . .

„Und ich mach' gleich ein's, ein viel schöneres!“ überbietet ihn Peter mit eifersüchtiger Ueberlegenheit, „ein's, wie ihr noch gar kein's gesehen habt!“

„Aus Holz?“ fragt Evchen.

„Nein, was viel schöneres,“ versichert Peter, „ein Doppelschiff!“

„Ein Doppelschiff!“ wiederholt Evchen und auf ihrem Gesicht malt sich eine Welt von Verwunderung und Erwartung. Auch Sepple ist überwältigt. So was hat er ja noch gar nicht gehört. Sein Holzschiff war für den Augenblick vergessen. Ein Doppel-



Da hat er aber auch schon einen kräftigen Wasserguß überm Kopf.

Schiff! — Sepple kann sich das gar nicht denken; neugierig stellt er sich in Positur neben Evchen, wie nun Peter beginnt, ein Stück Packpapier, das bald aufgeschübert ist, kunstgerecht und mit gewandten Fingern zu falten und zu stülpen. Jetzt noch so ein Griff — und so einer — und, wie mit Hexerei gemacht, hält Peter sein angekündigtes Doppelschiff triumphirend auf der flachen Hand den Beiden zur gefälligen Bewunderung hin. Ja, wahrhaftig, das sind zwei Papierkähne, miteinander verbunden durch einen breiten Steg, und jedes davon sogar mit zwei Masten! Peter steht mit erhabenem Stolz und gespreizten Beinen vor dem Zuber und vor Evchen und Sepple, und demonstriert mit gewichtigem Eifer, daß so die größten Schiffe auf dem Meere ausfähen und daß das ganz was Erstaunliches sei, und daß er obendrein ganz von sich selber darauf gekommen sei, wie man so was aus Papier macht.

Und nun wird unter allgemeiner Theilnahme von Peters schöpferischer Hand herab das Kunstwerk von Stapel gelassen, und mit „ah!“ und „oh!“ die Schifffahrt begonnen. Wie aber der Kahn so langsam und fachte durch die schwarze Fluth schaukelt, fällt dem Sepple sein eigenes Kunstwerk wieder ein.

„Wart, Ev, jetzt hol' ich meins!“ ruft Sepple noch schnell, und ist im selben Augenblick auch schon zum Hof draußen.

„Wird was sein!“ spottet Peter.

„O, er macht schon seit vorgestern d'ran, hat er gesagt,“ verteidigt Evchen mit Wichtigkeit. — Da ist Sepple auch schon wieder im Hof; fest in der Hand verschlossen, hält er seinen kleinen, selbstgefertigten Schatz. Nun streckt er ihn wohlgefällig vor sich hin und betrachtet Peter mit der Miene des siegreichen Rivalen. Das kleine Rindenschiffchen hat sogar einen Federkielmast und ein Papiersegel.

„Schwimmt's auch?“ forscht Peter geringschätzig.

Sepple nickt energisch mit dem Kopf; seine Bewunderung vor der eigenen Hände Arbeit verbietet ihm die Worte.

Evchen aber drängt zur Probe; vorsichtig nimmt sie dem Sepple das Schiffchen ab und setzt es in's Wasser; ein bißchen schief liegt's schon auf der dunkeln Fläche, aber es thut's. — Mittlerweile ist Peters Schiff unbeachtet geblieben, und mählich am Kiel unten durchgeweicht; es faßt Wasser und legt sich bedenklich zur Seite.

„Aetsch gäwele,“ triumphirt jetzt Sepple, „Deins geht unter!“

„Ach wo!“ ärgert sich Peter, und sucht sein leeres Fahrzeug zu stützen.

„Und doch!“ beharrt Sepple.

„Ja, Peter, Deins ist nichts!“ urtheilt nun auch Evchen.

Inzwischen ist unter den unvorsichtigen Fingern das arme Papierboot völlig aus dem Keim gegangen.

„Hin ist's!“ ruft Sepple.

„Und mein's war doch feiner!“ sagt Peter.

„Nein, dem Sepple sein's!“ sagt Evchen.

„Ja, mein's!“ wird sie von Sepple stolz unterstützt.

„So, Dein's? Dein's ist auch kaput!“ ruft Peter zornig und greift nach dem Rindensstück im Zuber, um es zu zerbrechen.

„Mein Schiffl!“ zetert Sepple und klammert sich in Zorn und Angst an Peters Arm.

„Ist mein's hin, muß Dein's auch hin sein,“ höhnt Peter, reißt sich los, daß Sepple heulend zu Boden fällt, und knack — knack — ist Sepples mühevolltes Werk von drei Tagen in kleine Stücke zerbrochen . . .

Evchen hat die ganze Zeit in starrem Staunen da gestanden; jetzt aber regt sich in ihr das Gerechtigkeitsgefühl. Mit ihren schwachen Händchen gibt sie Peter ein paar Büsse und wendet sich dann mitleidig zu Sepple. Der aber jammert in einem fort: „Mein Schiffl, mein Schiffl!“ und an den Zuber gelehnt, weint er zum Herzbrechen.

„Komm mit rein!“ sagt Peter gleichgiltig zu seiner Schwester Evchen, „und laß den dummen Loderle.“

„Der Mutter sag' ich's! Geh' Du nur fort!“ ruft Evchen ihrem Bruder entrüstet zu, und nun weinen die beiden Kleinen am Zuber zusammen still vor sich hin. Was nun?! —

Der Peter aber steckt die Fäuste in den Hosensack und stolzirt pfeifend zum Hof hinaus. —

* * *

Beinahe ganz am Eingang des Dorfes steht ein stattliches Haus, das einen langen, vielfach verzierten Eisenarm auf die Straße herausstreckt. Ein undeutlich aus Blech geschnittenes, roth lackirtes Thierbild wird durch die Inschrift über der Hausthüre näher erläutert — dort steht in großen Lettern zu lesen: „Zum rothen Dschen.“

Am heutigen Sonntag Abend herrscht in der großen Wirthsstube lautes Leben. Durch Tabaksqualm und zwischen hierfeuchten Bänken und Tischen hindurch winden sich von der Einschenke her mühsam die beiden Dirnen mit dem Tragbrett voll gefüllter und leerer Biergläser . . .

Um einen kleinen Nebentisch am Ofen sitzen drei Männer beim Kartenspiel. Dem Einen sieht man's schon von Weitem an dem gestrichten Hautkäppchen, den breiten, zufriedenen Gesichtszügen und der wohlgerundeten, fettengeschmückten Wollweste an, daß er der Herr des Hauses und der freundliche Wirth seiner zahlreichen Gäste ist.

Der Andere ist groß und von hagerer Gestalt.

Seine Nase, die im Großen und Ganzen als eine völlige Wiederholung der Figur ihres Trägers betrachtet werden kann, schaut mit einer so eigenthümlichen Krümmung vor sich hin auf den Tisch, daß ihr ein Zug von schwerfälliger Behutsamkeit nicht abzuspüren ist.

Der Dritte in diesem kleinen Kreis dagegen ist eine untersezte, breitschultrige Gestalt, und sein Gesicht verräth mit dem raschen Mienenspiel, der energischen Stirn und dem schwarzen Vollbart um den großen Mund mit den kräftigen, weißen Zähnen ein entschlossenes und selbstbewußtes Wesen, dem nur die unstäten Augen eine unangenehme Schattirung in's Hastige, Unzuverlässige und auch Rücksichtslose zu geben scheinen.

Die drei Männer sitzen breit und vornübergebeugt auf ihren Plätzen. Dicke Rauchwolken steigen über ihren Köpfen auf. „Trumpf! — und noch einmal Trumpf! — Jetzt Dein' Aß her! — so!“ ruft eben der Schwarzbärtige, indem er nacheinander dröhnend seine letzten Karten auf den Tisch schlägt.

„Verloren hast, Voder!“ sagt triumphirend nach wenigen Augenblicken hastigen Zählens der erste Sprecher.

„Hätt' das Spiel doch nicht so hoch wagen sollen,“ brummt mit kläglicher Miene der mit der hageren Nase, welchen der Schwarze eben Voder genannt hat. Dabei nickt die Zierde seines Gesichtes bei jedem Wort melancholisch die Bestätigung.

„Du hast keine Kourag', Voder!“ meint ermunternd der Wirth.

„Keine Kourag', wenn ich alleweil verlier?“

„Hätt'st das Spiel gewinnen können, wenn Du 'rausgegangen wärst!“

„Der Voder gibt!“ unterbricht der Schwarze das Zwiegespräch, — und nach kurzer Zeit: „Solo, sag' ich!“

„Solo? — ja, halt — hm!“ sinnt der Voder.

„Na, was denn?“ fragt der Schwarze ungeduldig —

„Ja, was soll ich da machen? — hm“ . . .

„Jetzt, entweder oder! Halt's Spiel nicht auf!“ zürnt Voders Partner.

„Solo — — hm — hab' ich!“ entschließt sich endlich der Voder zu sagen.

„Dann Grand!“ ruft der Andre, und nun geht das Spiel still und rasch, durch wenige Ausrufe unterbrochen, vorwärts.

„Der Märtle hat aber ein Glück!“ wundert sich der Wirth, „spielt ohne drei und gewinnt mit zwei Assen!“

„Kourag' muß man haben, Wirth,“ sagt der Angeredete, und streicht sein Geld ein. —

Wenn man den Voder und den Märtle längere Zeit beim Kartenspiel beobachtet, da wird es immer

auffälliger, wie sich Wesen und Eigenart dieser Männer völlig decken mit der Art und Weise, wie die Beiden spielen. Das Spielen läßt uns die Gemüthsart derselben auch im täglichen Leben errathen, und wir wollen die Beiden daraufhin einmal näher betrachten.

Der Voder ist einer von den Bauern im Dorf, denen vom Vater ein nicht allzu großes, aber beachtenswerthes Hofgut zugefallen war. Des Voders Vater war einst einer der Wohlhabendsten im Dorf gewesen. Das war vor dreißig oder vierzig Jahren. Genau wie Vater und Großvater warf der Sohn und Enkel in hergebrachter Weise heute noch mit Pflug und Egge die Scholle um, drosch mit dem Flegel seine Halme, und was darüber hinaus ging, kümmernte ihn nicht. Er hat's getrieben, wie er's vom Vater erlernte, und dabei blieb es. Aber die Tagelöhner waren mit den Jahren seltener und theurer geworden, und Knechte und Mägde landzügiger; da ging's da und dort nicht mehr so recht mit dem alten Gang und kurz und gut, des Voders Wirthschaft war mit den Jahren unmerklich immer mehr zurückgegangen, ohne daß er's selber recht wußte. Aber die andern Leute wußten es, und in kurzer Zeit hatte der Voder auf Umwegen, an der Art, wie ihm die Leute begegneten, erfahren, daß es nicht mehr so war, wie früher, wo noch sein Haus eins der angesehensten im Orte war. Wie dem abzuhelpen sei, das überlegte sich der Mann vergeblich. Umsonst brütete die bedenkliche Nase des Voder gemeinsam mit ihrem Herrn über der schwierigen Frage, wie das etwa anders zu machen sei. Dazu waren Beide zu langsam und zu schwerfällig. —

Da war der Andre, den der Wirth vorhin den „Märtle“ genannt hatte, ein anderer Kerl. Der hatte ein schlechtes Grundstück draußen auf der Halbe gehabt. Mit Mühe und Noth hatte er den „Kumpler“ alljährlich unter den Pflug genommen. Aber da kamen Leute, die entdeckten auf diesem Besitzthum etwas ganz Besonderes: daß dort die Acker so schön steinig waren, das wußte zwar der Märtle längst, nicht aber, daß der steinigte Grund sogar so steinig war, daß man aus ihm einen recht rentablen Steinbruch machen konnte.

Er spitzte die Ohren, als ihm die fremden Herren so sichtlich grundlos seinen Besitz, natürlich für billiges Geld, abkaufen wollten, und pffiffig, wie er war, roch er den Braten. Heute noch rühmt er sich, wie er die günstige Gelegenheit wahrnahm, das mühselige Bauernleben mit all' seinem Geschind' und Geplag' los zu werden. — Um einen zehnfach höheren Preis, als der war, den ihm anfangs die Unternehmer geboten hatten, verkaufte er später an dieselben seinen Grundbesitz.

Nun war er der „Rentier“ im Dorf und lebte

vom Geld. Und wie! Der Wirth zum „Rothen Dachsen“ hatte von nun ab an ihm seinen besten und getreuesten Stammgast. Dem Dachsenwirth konnte das ja Recht sein.

Wie lange aber ein solches Kapitalchen ohne die segensbringende Arbeit für den Märtle ausreicht? Wir werden es später noch erfahren . . .

Inzwischen war von den Dreien am einsamen Tisch emsig weiter tarokt worden. Die hagere Gestalt des Loder-Bauers hängt mit dem Oberkörper gerade noch so trauerweidenähnlich über den Tisch, wie vorhin, und die melancholische Nase hat von ihrer mißtrauischen Bedenklichkeit nichts verloren. Auch der Wirth spielt seine Karten nach wie vor mit ruhigem Gleichmuth aus, nur der Märtle ist von Zug zu Zug unruhiger und aufgeregter geworden. Hastig wechseln seine Griffe nach Karte, Bierglas und Toppfeife und aus dem glänzenden Gesicht, den kleinen, trüb gewordenen Augen sprechen allmählig die Wirkungen der Erregung und des Alkohols.

„Zum Teufel!“ fährt der Martin eben los, und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß das Bier aus den Gläsern überspritzt, „ist's denn seit einer halben Stunde wie verhext!? — So eine Karte und so eine Spielerei!“ —

„Muß auch einmal ein Anderer was haben,“ sagt der Wirth gemüthlich, und betrachtet sein eingestrichenes Geld . . .

„Und wenn's nicht will, so zwing ich's!“ schreit der Martin jetzt, da ein neues Spiel anhebt; „ich heb' auf!“

„Ich sag' Solo,“ sagt der Wirth. —

„Ich höheres,“ sagt Loder nach einigem Zögern.

„Steigern wollt Ihr mich?“ schreit da der Martin.

„Jetzt grad' spiel' ich Grand!“

Die Karten fallen, — fluchend sieht der Martin Stich um Stich verloren gehen.

„Mit zweien drei gespielt und geschnitten aus der Hand,“ sagt der Wirth indem er behäbig das gewonnene Geld zählt.

Zornigen Blicks sieht es der Martin, wie sein Verlust zwischen dem Wirth und dem Loder getheilt wird; nun ist's bei ihm mit aller Ueberlegung vorbei. Toll spielt er drauf los, Spiel um Spiel nimmt er in die Hand und — verliert. —

Mit einem garstigen Fluch fährt er zuletzt auf: „So, jetzt ist mein Geld all' gar, da!“ Damit wirft er die Karten weit weg über den Tisch und schreit heiser: „Jetzt ist ausg'spielt und verspielt, jetzt Wirth, fauf' ich auf Pump! Bier will ich sehn, Bier her, 's ist jetzt all' eins!“ — Hoch hebt er das Glas und stößt es mit aller Wucht auf den Tisch, daß es in Scherben zersplittert.

Die anderen Gäste sind aufmerksam geworden, und nicht mehr lange dauerts, so fassen einige kräftige, junge Leute den völlig Betrunknen unter die Schultern und schafften ihn fort.

Zu Hause wartet und wacht Martins Weib. Im Bett nebenan schlummern sorglos die Kinder, Peter und Evchen. Der bedauernswerthen Frau ahnt, wie sie ihn wieder bringen werden, wie schon so oft, seit er „Rentier“ ist. Sie stützt den Kopf in die müde Hand und sieht vor sich eine trübe, trübe Zukunft . . .

Auch der Loder hat sich auf den Heimweg gemacht; ein wenig schwanken auch seine Beine; dabei sinnirt er so vor sich hin: „Der Märtle . . . er soll spielen wie ein Christenmensch, und nicht wie mit dem Teufel . . . Na, ich bin vorsichtig . . . hab' nur 30 Pfennig verloren. Der Wirth ist halt doch ein Satan . . . aber vorsichtig muß man halt sein . . . immer fein stat . . .“

Mit solchen beruhigenden Gedanken ist er bei seinem Hause angelangt, aus dem heute Abend Sepple hervorgekommen war; jetzt liegt es im tiefen, mitternächtlichen Dunkel und des alten Loders Sepple träumt schon längst von seinem Rindenschifflein, wie es wieder ganz ist, und noch viel schöner und größer als vorher, und wie dem Peter sein Papierschiff elendiglich verweicht, und wie nun er, der Sepple, viel stärker ist, als der Peter, und daß Peter ihm und seinem stattlichen Segelboot nichts anhaben kann . . .

Endlich ist auch der alte Loder in Schlaf gesunken und träumt, wie er durch Beharrlichkeit und Vorsicht dem Märtle große Summen Geldes im Tarok abgenommen, und beide Loder, Vater und Sohn, lächeln im Traum . . .

II.

. . . . Sonntag und Werktag wechseln alle sieben Tage, und der freundliche Leser mag nun einige Zeit fleißig seine Finger gebrauchen, wenn er all' die Wochen- und Sonntage an ihnen herunterzählen will, die seit jenem Sonntagabend, an dem unsere Erzählung begonnen hat, in's Meer der Ewigkeit gegangen sind. Wir sind in diesem Kapitel mit all' den Leuten, die wir damals ihre Feierstunden so verschieden, und doch so ähnlich haben verbringen sehen, um reichlich vier Jahre älter geworden.

In vier Jahren kann sich Vieles ändern; unsre kleinen Bekannten von damals sind nun auch größer geworden — unsre großen Bekannten aber? — ja, die sind kleiner geworden; kleiner an Muth und kleiner in ihren Verhältnissen und immer kleiner und unbedeutender im Ansehen der Gemeinde. Dafür sind aber die Sorgen und Verdrießlichkeiten gewachsen.

Der Loderbauer war seither wieder vier Jahre bedächtigt und langsam gewesen, und das hat seinen Umtrieb in Haus und Feld sachte und sachte, auch immer langsamer und bedächtiger gemacht, sammt Einnahmen und Verdienst. Heute ist der stattliche, schöne Hof des Loder, wenn man die Schuldschreibungen und Hypotheken abzieht, nur noch dem Namen nach sein eigen.

Und der „Dulatenmärtle“? Diesen Namen haben die Dorfgesossen dem Martin seit zwei Jahren aufgebracht. Es liegt in diesen Spitznamen des Volkes ein bitterer Hohn, wie er sich auf dem Lande so unheimlich gerade gegen Dorf- und Standesgesossen zu kehren pflegt, wenn da und dort eine gegen Sitte und Herkommen verstößende Ueberhebung sich in Unglück und Demüthigung verwandelt hat. Der Martin hat sein leicht erworbenes Geld nicht verwalten und seinem Verbrauch niemals Einhalt gebieten können. So lange was da war, da war auch der Wirth „Zum rothen Ochsen“ da, so lange waren auch Karten und Würfel da, und gute Zeiten so zur Noth auch für die Frau und die Kinder.

Der Steinbruch warf mit der Zeit seinen Besitzern immer größere Summen ab, das Geld aber, welches der Märtle für sein Grundstück bekommen hatte, immer kleinere Zinsen. Und eines schönen Tages, da nahm der Märtle den letzten Steinbruchthaler aus dem letzten Geldstrumpf, ging hin in den „Rothen Ochsen“ und vertrank ihn in Schnaps. — In dem größten Rausch, den er seit seiner „Rentierszeit“ sich je angetrunken hatte, brachten sie den Märtle nach Hause geschleift . . .

Dieser Rausch war am nächsten Morgen ausgeschlafen, als sich aber Märtle mit wüstem Kopf die Augen rieb, da sah er zu Fenster und Thüre eine Gestalt hereinlugen, die ihm den kalten Schrecken über die trunkenen Glieder warf: diese Gestalt war das nackte Elend, die grinsende Noth . . .

Selbigen Tags stund der Märtle nicht von seinem Lager auf. Die nächsten Tage irrte er umstätt in Dorf und Flur umher, mit hungrigem Magen und verzweifelten Gedanken. Zum Strick war er halb zu feige, halb zu energisch — doch noch, trotz Allem! und am vierten Tage hatte er sich als Steinhaner im Steinbruch verdingt — als Tagelöhner auf seinem eigenen Grund und Boden — einst! . . . Und von dem Tage an, da er, der Aermsten einer im Dorfe, dort sich als Lohnarbeiter plagen mußte, wo er einst der Herr, wenn auch der bescheidene, gewesen war, von dem Tage an hieß er bei den Leuten der „Dulatenmärtle“ . . .

* * *

. . . Die Sonne lacht auch heute wieder warm über dem Dorf und über dem blühenden Obstbaumwald rings um dasselbe herum. Eine linde, lustige Frühlingssonne ist's, und die Lust und das Leben, das sie vom Himmel herabstrahlt, zittert am heutigen Samstag Nachmittag bis in die letzten Blüthenzweige und in dem leisesten Zwitscherton der muntern Späßen im Schlehbornhag nach.

Frühlingssonne macht lebendig; Lenzeslust lockt in Flur und Wald und — nun so eine Geschichte!

Wer eigentlich heute Morgen in der Schule den alten, biedern Lehrer so sehr geärgert hat, das steht nicht fest, vermuthlich waren es alle die übermüthigen Rangen! Das macht zum Theil eben auch der Frühlingsübermüth. Aber der würdige Erzieher hat nicht mit sich spassen lassen, und nun dürfen die ältern Buben gerade die schönsten Stunden des Nachmittags, dieses herrlichen Samstag-Nachmittags, zur Strafe in der dumpfen Schulstube vertrauern.

Vorhin ist der unerbittliche Meister der Schule erschienen und hat eine Reihe von Aufgaben diktiert, die nun während der nächsten Stunden gelöst werden sollen. Mit unwilliger, aber doch angeregter Aufmerksamkeit sind die blonden und braunen Struwickelköpfe über die Schiefertafeln gebeugt: Zu so seltener Stunde und unter so seltsamen Umständen haben sie schon seit lange keine Schularbeiten mehr gemacht. Da ein unterdrücktes Nichern, dort ein neugieriges Umherschauen verrathen diese Gefühle.

Und nun erhebt sich der wackre Lehrer und sagt: „So, Buben, jetzt gehe ich auf eine halbe Stunde weg, und wer dann, wenn ich zurückkomme, mit seinen Aufgaben zu Ende ist, kann gehn, — wer aber nicht fertig ist bleibt weiter da,“ fügt er mit unzweideutiger Warnung hinzu. Ihn drängt es nach seinem altgewohnten Nachmittagskaffee und nach der samstäglichem Wochenlektüre nach der er sich über sechs Tage hindurch vergeblich gesehnt hat. —

Nun hat sich die Thüre hinter dem Bändiger dieser kleinen, wilden Horde geschlossen. Es kann nicht beschrieben werden, wie es jetzt losgeht. Eine kurze Spanne Zeit stillen, athemlosen Lauschens nach den verhallenden Schritten des Gefürchteten: — die Ruhe vor dem Sturm — dann mit einem Male bricht der Orkan los: Bücher und Hefte schwirren durch die Luft, ein Indianergeheul erschütterte die Wände, im Ru stehen die alten, steifen, ehrwürdigen Bänke kreuz und quer in dem respektlosesten Wirwar, eine treffliche Wagenburg für die nun folgenden Völkerringkämpfe.

Unter der tollen Schaar erspähen wir zwei Bekannte: den Sepple und den Peter. Wegen des zerbrochenen Schiffleins ist längst aller Hader vergessen, aber näher sind sich die beiden Buben trotzdem nicht

gekommen. Sepple schaut zwar nicht mehr mit offenem Munde nach dem Schornsteinrauch; diese Erscheinung ist ihm zu alltäglich geworden, und der Nimbus des Geheimnißvollen ist vorüber; aber der Sepple hat noch immer genug zu staunen und sich zu verwundern. Wenn er am Schwalbennest unterm väterlichen Scheunendach vorbeikommt, kann er sich nicht satt sehen an seinem wunderbaren Bau, am geschäftigen, unermüdlichen Treiben der Alten, dem gierigen Schreien der Nestlinge; wenn der Sepple mit dem Vater auf's Feld kommt, kann ihm der alte, mürrische und im Kopf gar langsame Voder bei Weitem nicht folgen mit all' den Fragen, die Sepple für ihn hat: Ob die Staaren auch in die Schule gingen, und was sie da lernten? — Ob die Fische im Bach denn mit dem vielen Wasser im Mund auch schnaufen und reden könnten? — Ob die Pfriemen denn wüßten, daß man Wesen aus ihnen mache, weil sie beständig gerade so und nicht anders wüchsen? — und solcher Fragen noch viele, wie sie der Voder noch nie gehört, wie er sie sich am allerwenigsten selbst je vorgelegt hatte. Aber im Kopf des kleinen Sepple staken noch eine ganze, große Rattenfamilie solcher Gedanken und Fragen, und mit jedem Tage wurde die Familie größer. Klein Wunder, daß über dem vielen Fragen und Grübeln der Sepple ein stiller, abgekehrter Bub blieb, langsam im Begreifen, denn er frug viel zu viel, langsam im Handeln, denn er bedachte viel zu viel.

Die Langsamkeit hatte er ganz von seinem Vater überkommen, das Denken aber hatte er bei ihm nicht erben können; das stak so in ihm, und wenn wer Schuld war, so war das seine Mutter, die still und bescheiden, aber sinnig und klug ihren Weg ging, und der es allein zu danken war, daß sich die zurückgegangene Wirtschaft auf dem Voderhofe noch so recht und schlecht im Gange erhielt. —

Da war der Peter ein Anderer. Die Vogelnester hatten von jeher auch ihn interessirt, aber in anderer Weise. Es war ihm eine Lust, sie zu erklettern, die Eier auszunehmen, um dann schließlich den ganzen Raub gedankenlos zu zerstören.

Ihm ging Alles rasch von der Hand, denn den Peter störte kein Nachdenken. Rasch erfaßt und rasch gethan — ob recht oder falsch war ihm ein Gleiches. Verwegen und led, schlau und ersinderisch, stark und überlegen den meisten Andern seiner Kameraden war er, am meisten dem Sepple . . .

Heute Nachmittag in der Straßschulstunde war Peter der Erste gewesen, der nach der tiefen Stille das Alarmzeichen gegeben hatte. Mit einem sicheren Wurf seines Lesebuchs „Erster Theil“ hatte er das volle Wasserglas auf dem Pult vor den Bänken polternd und platschend herabgepeffert. Dieses Buch-

werfen nach selbstgestellten Zielen fand allgemeinen Anklang, und bald sah es in dem Schulzimmer aus, als sei eine Wassersnoth oder eine Hunnenhorde über das arme Schulhaus gekommen. Sepple war kein solcher, daß ihm das ganze Unternehmen nicht auch Spaß gemacht hätte, aber er hält sich doch etwas bei Seite. Ihm fehlen die ledern Spazenslügel der Geistesgegenwart, die ihren Besitzer so rasch von Busch zu Stein, vom Zweig zum Dachfirst tragen. Er fühlt sich in seiner Unbeweglichkeit selbst nicht behaglich, aber seine Scherze sind hölzern.

Horch! Jetzt brummen von dem nahen Kirchturm vier Schläge. — Schützen und Kämpfer horchen auf: Vier Uhr! Die Stunde, zu welcher der Lehrer zurückzukommen versprach! Nun aber rasch an die Arbeit! — Ueber dem schönen Spiel war alle Zeit vergessen — und jetzt? — Peter ist der Erste, dem es klar wird, daß es jetzt doch nicht mehr möglich sei, die versäumte Zeit nachzuholen. In jedem Augenblick kann ja der Lehrer kommen —

Eine Idee blitzt aus seinen Augen; mit den flinken, nackten Füßen steht er im nächsten Moment auf einer der Bänke und ruft mit lauter, aufgeregter Stimme in den Tumult: „Seid nicht dumm! Wir brennen durch! Wohin? — Da durch's Fenster!“

Und da er das Zögern auf allen Gesichtern, auf vielen aber Aengstlichkeit und starres Staunen erblickt, fügt er aufmunternd und spottend hinzu: „Wer hat Mourag' und ist kein Mäble? — Was will er uns denn bis Montag thun? Morgen ist ja Sonntag, nur zu — hurrah! frei! — wer geht mit in den Mooswald, Räuberles spielen?! hurrah!“

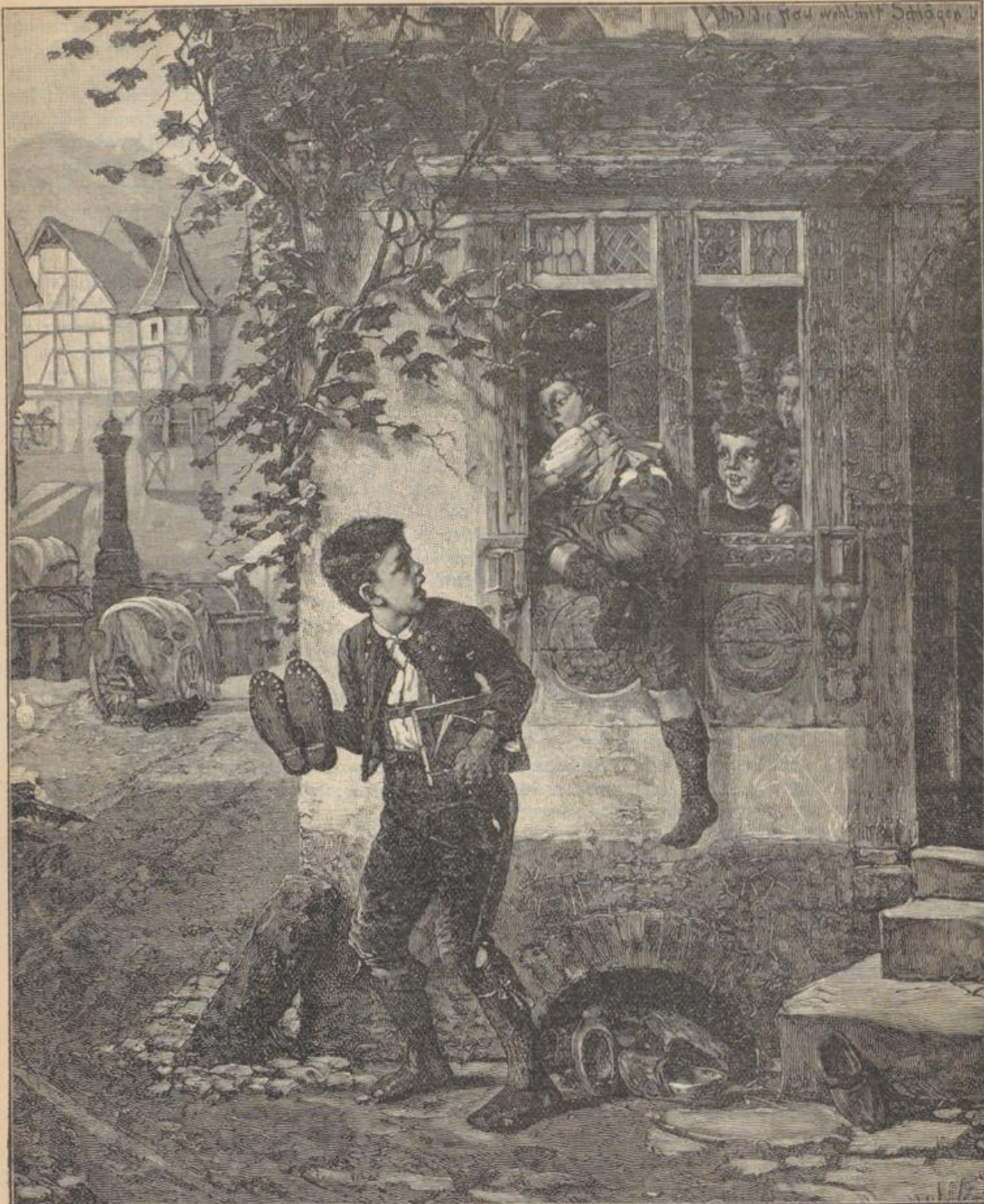
Mit einem übermüthigen Sprung ist Peter von der Bank herab, und zum Fenster hinaus. „Hurrah! — frei!“ — nix wie fort!“ gröhlt es jetzt ausgelassen hinter ihm drein.

Das muthige Beispiel macht Muth. Flink und ledrer drängen nun die Andern nach. Jeder möchte der Erste im Freien und im Walde sein. —

Der Sepple war vorhin unter denen, die ganz starr gewesen waren. Nicht über die Frevelhaftigkeit des Vorschlags gerade, aber weil es ihm und seiner Ueberleguug zu hoch ging, wie man so rasch einen solchen Entschluß fassen könne.

Nun steht er am Fenster und schaut mit ehrlicher Verwunderung dem sorglos-ledern Vorgehen Peters zu, aber er kann mit sich nicht einig werden, ob er folgen soll, oder ob bleiben, und damit an den Kameraden gewissermaßen zum „Verräther“ werden.

Was ihm in Peters Ansprache gleich als das klar war, was man in der Kunst der Rede eine Finte nennt, war der Vorwand, daß es ja morgen Sonntag sei. Allen Andern hatte dieser Vorwand natürlich sehr eingeleuchtet. Daß einem Sonntag, den



„Hurrah! — frei! — nig wie fort!“

keine Schulgewalt einengt, ein Montag folge, für den die Zeit der Vergeltung immer noch hinreiche, hatte außer ihm wohl keiner bedacht. — Nur frei! — Und keiner sieht nun so wie Sepple am Schulfenster und martert sein schwerfälliges, armes Gehirn mit der blöden Frage: „Was ist hier zu thun?“ . . .

Die Letzten der kleinen Durchbrennerbande haben nun schon die hemmende Schranke der Freiheit überwunden, und schon werden höhrende und drohende Worte von draußen laut, die Sepple als „Heimtückler“ und „Speichellecker“ bezeichnen, schon schießt sich auch Sepple entschlossen an, den Kameraden zu folgen, da richtet sich die Aufmerksamkeit der jungen Gesellschaft nach einem andern Theil des Schulplatzes.

An dessen Ende führt die Dorfstraße vorbei, und an ihrem Eingang haben die Buben einen seltsamen Auslauf bemerkt.

„Da ist was los!“ ruft Peter den Schulkameraden zu, und mit dieser Parole stürmt die ganze Rotte in der Richtung gegen die Dorfstraße fort . . . Peter ist Allen voran. Kindliche Neugierde, aber auch ein unbewußt banges Gefühl, daß hier sich etwas ereignet haben möchte, was vielleicht freudestörend zwischen den schönen Samstagnachmittagsplan treten könnte, lassen ihn vorwärts stürmen.

Was ist das? Unklar und verworren zuerst, dann immer vernehmlicher, schlägt ihm ein unseeliges Geräusch entgegen — und jetzt — ein Schrei aus dem schreckensbleichen Kindermund: „Den Vater! — den Vater bringen sie todt!“ . . .

Scheu und verschüchtert drängen die vor Kurzem noch so lauten Buben von hinten vor: Da sehen auch sie's. Auf einer roh aus Sticeln gefertigten Tragbahre bringen drei Steinhauer ihren Kameraden getragen. Mit geschlossenen Augen, gelb im Gesicht, mit schmerzlich verzerrten Mienen und blut- und schmutzbedeckt liegt der Martin auf dem Geslecht. Ein Erdruß im Steinbruch — und gerade der Martin allein an der gefährdeten Stelle in der Vesperpause — da hat's ihn erfaßt, Brust und Füße zerquetscht . . . so schwirrt das Geräusch, das unbestimmte, von Mund zu Mund.

Längst haben herzlos geschäftige Zungen der unglücklichen Steinhauersfrau durch's Fenster entgegengeschrien: „Sie bringen ihn — den „Dulatenmärtle“ — todt ist er — o du heiliger Gott, sei mit der armen Wittfrau!“ . . . Mit zitternden Knien hat's das Weib vor die Hofthüre gejagt, das erbarmungslose Geräusch, und da liegt sie am Boden mit gerungenen Armen und stieren, thränenlosen Augen . . . Und nun sind die Träger am Hause angelangt; der kleine Zug geht an der Frau vorbei in's Innere — noch ist ihr Blick, sind ihre Glieder gelähmt — mitleidige Nachbarn geleiten sie, die

völlig Gebrochene in die Stube neuen Glends und Schreckens . . .

„Der Martin ist nicht todt, nur in einer tiefen Ohnmacht liegt er,“ sagte der Arzt, der vor wenigen Minuten, zwei Stunden nach dem Unglück, getroffen ist . . . Ob er davon kommt? Ach, da hat der alte Doktor die Achseln gezuckt — und gesagt: „Wenn auch, — so bleibt der Martin zeitlebens ein bejammerenswerther Krüppel“ . . .

An jenem Abend sehen wir wieder in den Hof, in dem vor Jahren die Nachbarskinder im Abendsonnenschein gespielt hatten. In einer Ecke sitzt Evchen, scheu und verzagt, zu ängstlich und verschüchtert sogar, um die große Thräne, die ihr im Auge glänzt, abzuwischen. Und neben ihr kauert Sepple. Vor ihnen, an einem Pfosten gelehnt, steht der Peter und nagt an den Fingernägeln.

„Hör' endlich auf zu flennen, Go!“ sagt Peter unwirsch zu seiner Schwester; „wer ändert's?“ fügt er hinzu, und „das ist der Steinbruch,“ fährt er für sich zu reden fort, „der Taglohn im Steinbruch! Hätt' der Vater nicht können Bauer bleiben — oder —“ . . . Dem Peter geh'n die Gedanken und die Worte aus — es ist in ihm heute zum ersten Male ein Gefühl, als sei sein Vater ein Ausgestoßener, ein Unseliger geworden mit dem, daß er sich treulos vom ererbten Boden losgesagt hatte, und er, der Peter, fühlte es wie eine fortwirkende Schuld, die auch auf ihm liegt, dem heimathlosen Sohn des Lohnarbeiters . . . Zum ersten Male sieht er heute den kleinen Nachbarsbuben, den Sepple, mit stillem, neidischem Blick an: den Bauernsohn — im Gemüth des Vierzehnjährigen hat der heutige, unglückliche Tag eine tiefe, bittere Wandlung gezeitigt; unklar in der Sache, aber sicher im Gefühl. Mit dem heutigen Tag weiß sich der Peter Martin fern und fremd den Bauernkindern rings um ihn — er ist der Proletariersohn, dem nur die Kraft des eigenen Arms die Nacht abnehmen kann, die über ihm liegt, die er nun plötzlich sieht, derentwegen er den Vater anlagt auf seinem Schmerzenslager . . . Sepple weiß davon nichts; im Trösten ist er dem Peter über, der regungslos und finster vor sich hinbrütet — wir wissen, was er sinnt . . . Mit warmen, kindlichen Worten hingegen spricht Sepple der kleinen Freundin zu und erzählt ihr, wie's ihm beikommt, vom Beisignest im Krautgarten und vom Wettermann, der in den Wolken sitzt, und in wunderlichen Gestalten und Fragen aus ihnen hervorderschaut.

Da unterbricht ihn Peter rauh:

„Laß' Dein dumm' Geschwätz, Bauernbub!“

Erstaunt schaut Sepple auf —

„Weißt Du nichts Besseres — heut' —?“ fährt ihn Peter an, und Evchen, im erneuten Bewußtsein

des großen Unglücks, fängt wieder bitterlich an zu weinen.

„Wein' nicht, Ev, ich will Dir ja Alles thun,“ beschwichtigt Sepple von Neuem.

„Du? Bäuerle, wem willst Du helfen?“ sagt Peter mit bitterem Spott.

„Und ich will dem Evale helfen,“ trotz Sepple.

„Du? — Vackel!“ urtheilt Peter schroff.

„Und ich kann's auch!“ stampft Sepple jetzt mit dem Fuß, und legt die Hand, wie schützend, auf Evchen's Arm — die Kindergruppe da hinten im kleinen Hof ist eigenthümlich geartet: Der Sepple hat alles schene Wesen verloren und hat das weinende Mädchen fest und schützend an sich genommen; und des Kindes Bruder steht vor den Beiden, ein halb-wüchsiger Junge, mit verchränkten Armen, und schaut halb höhniſch, halb unsicher herab auf sie; er sieht hier die kleinen, schwächeren Gespielen vor sich, aber es geht ein Gefühl der Zuversicht und des festen Glaubens, der Stärke und des Verbundenseins von ihnen aus, herüber zu ihm, der weiß, daß er vogelfrei ist . . .

Aus weiter Ferne grollt es leise, wie ferner Donner; der Maitag war sehr schwül gewesen; nun liegt es drückend wie Dfenluft über dem Dorf. Im Hof ist der Abendsonnenschein erloschen, und bleigraue Nebel breiten ein fahles Däſter über die Mauern ringsum und über den braunen Erdboden . . .

Und wieder grollt der Donner, näher und drohender, der erste Blitz ist leuchtend über den Himmel gezuckt; — die drei Kinder sind in's Haus geflohen. Ueber der Dorfstraße zieht's von Westen her schwefelgelb herauf: das ist Hagel. Unbewegt, matt schläft die Luft — da ein neuer, blendender, knatternder Schlag und prasselnder Donner auf einmal — Sanft anhebend, mächtig sich steigend, stößt der Westwind um die Häuserecken; zackig und flatternd hasten die braungelben Wolken am Himmel und nun plötzlich, überganglos, prallt es schmetternd auf die Ziegel; fürchterlich wüthen Blitz und Donner, Sturm und Hagel in augenblicklicher fahldunkler Nacht.

Das ist das erste Gewitter im Mai: der Tod der jungerstandenen, grünenden, blühenden Flur . . .

Der Loderbauer steht am Fenster und schaut stumpf in den Aufruhr der Natur:

„Alles hin,“ murmelt er, „Alles“ . . . und schwer und matt schleppt er sich zum Lehnstuhl am Dfen; da sitzt er nun, stumm vornübergebeugt — ob er nachdenkt? — Versichert ist ihm auf Baum und Flur kein Blatt und kein Halm — und das sollte eine Ernte geben, die über die schlimmsten Verpflichtungen, die ihn drängten, hinweghelfen sollte . . . Das war das zweite Unglück an diesem Tag. In den beiden Nachbarshäusern ist Sorge und Kummer in ver-

schiedener Gestalt, aber hier und dort mächtig und überwältigend hereingebrochen, mit Naturgewalt die Vergangenheit zu zerstören, und eine neue, ungewisse Zukunft heraufzuführen . . .

III.

Am kleinen Dorfkirchthurm ist eine alte Uhr mit verwittertem Zifferblatt und rostigen Zeigern. Einst war das Erstere schön dunkelblau angemalt gewesen, Zeiger aber hatten in ihrer Vergoldung weit hinaus die in die sonnbeschienenen Fluren geblickt.

Das war, als man das Kirchlein nach manchem Jahrzehnt wieder einmal verputzt und hergestellt hatte — in jenem Jahr, da unsre jetzigen alten Bekannten uns zum ersten Mal begegneten . . .

Die Zeiger auf dem blauen Zifferblatt drehen sich immer noch; in einer Stunde, der eine von Zahl zu Zahl, der andere im vollendeten Umschwung. Sie sind über gute und böse Stunden, heitre und trübe Tage, frohe und schlimme Zeiten gleichmäßig, still und sachte hinweggegleitet . . . Aber wieviel hat sich in dem Umkreis geändert, den sie vom niedern Thurm aus rings im Land überschauen können!

Die Obstbaumwälder sind gelichtet; von einem Ende des Dorfes leuchtet am Berghang der mächtige Steinbruch herüber . . . er hat noch Manchen, außer dem Martin, heimatlos gemacht.

Und auf der andern Seite der Häuserreihen, waldtrüber Dunst wird von dorthier, mit dem Wind ferne herübergetragen? — Der Kohlenstaub liegt dünn, wie Mehltau auf den Dächern, und breitet sich endlich nach trübem Sonnenuntergang abendliche Stille über die Natur, dann vernimmt das Ohr fernes Summen und Surren, wie vieler Menschen Stimmen, ein zitterndes Säusen und Stampfen von Maschinen: — Das ist keine Täuschung. Weit dehnt sich dort über's flache Feld die nüchterne Häuserreihe der Fabrikgebäude; das eine wie das andere aus gelben Backsteinen aufgeführt, niedrig und lang gestreckt, mit öden, trüben Gitterscheiben. Und hoch dazwischen ragen die Kamine auf — wie Thürme auf dem Schachbrett —: Die gewinnen das Spiel . . .

Das ist die neue Cementfabrik; sie ist Hand in Hand gegangen mit der Vergrößerung der Steinbrüche.

In den letzten paar Jahren sind alle diese Unternehmungen aus dem Boden unversehens hervorge wachsen, begünstigt vom augenblicklichen Erfolg. Seit den letzten Monaten aber liegt etwas in der Luft; die Arbeiter, die von fernher hereingebrahten, und die einheimischen machen finstere Gesichter, verrichten des Tags wortlos ihre Arbeit und hocken des Abends in den Schänken oder im Freien zusammen, in leiser

und lauter Unterhaltung über baldige, bedrohliche Wandlungen.

Unter den Lautesten und Erbittertsten sehen wir im „Rothem Ochsen“ einen untersehten Mann mit stark grau gesprenktem, schwarzem Vollbart, aus dem ein abgekehrtes, bleiches Antlitz hervorschaut; der Mann hüftelt kurz von Zeit zu Zeit, und die breite, aber eingezogene Brust schüttert ihm dabei schmerzhaft. Neben seinem Stuhl lehnt eine Krücke, den einen Fuß streckt der Alte steif von sich ab; man sieht, daß er lahm ist. Schwer ist der Mann wieder zu erkennen, aber da hat Einer den Namen „Dukatenmärtle“ gebraucht, und nun wissen wir, wen wir vor uns haben. Ja, den Spitznamen hat der Martin trotzdem behalten, wenn ihm auch die Dukaten, sammt Gesundheit und Kraft, abhanden gekommen sind.

Jetzt thut er leichte Tagelöhnerarbeit in der Fabrik. Aber es will allzeit nimmer recht gehn; die wehe, gequetschte Brust will nimmer gesunden. Es fällt ihm auf dieser Welt Alles recht sauer; nur den Schnaps, den Fusel, den mag er noch immer trinken . . .

Seine Frau ist auch in der Fabrik beschäftigt, seine Tochter, die Ev, dient, der Peter ist Heizer in der Maschinenabtheilung. — Der sitzt nun auch des Abends beim Bier mit den Jüngern; und murren die Alten beim Schnaps, so führen die Jungen beim Bier feindselige, drohende Reden gegen ihre Vorgesetzten. Die Martins, Vater und Sohn, sind oftmals diejenigen, die am heftigsten mit der Faust auf den Tisch schlagen und im erregten Zechtreise fragen: „Sind wir Hunde oder Menschen? Ist unsere Arbeit Hundelohn werth, und nichts mehr?“ —

Und wieder sind die „Märtles“ genannte Leute im Dorf . . .

Wo sind unsre übrigen alten und jungen Freunde geblieben?

Den alten Loder muß man auf dem kleinen, verwahrlosten Kirchhof suchen, wenn man noch eine Spur von ihm finden will. Es sind nun auch schon ein paar Jahre her, daß er den eitlen, mühseligen Wettlauf mit der jüngeren Zeit aufgegeben hat, ganz mit der ihm eigenen gleichgültigen Bedächtigkeit. So hat er sich auch eines Tages ruhig hingelegt und ist eines allmählichen und ruhigeren Todes verstorben, als er sein Leben hatte verbringen können . . .

Als er todt war und die ersten Trauertage vorübergegangen waren, kamen für die Wittve trübe Zeiten. Langsam, aber sicher hatte der Loder rückwärts gewirtschaftet, und am Ende stellte es sich heraus, daß ein Theil des Besitzes nicht mehr zu halten war. Gut die Hälfte des alten Hofguts kam unter den Hammer. Aber es war noch ein Schimmer von Glück über dem Haus: Die Fabrikanlagen bedurften

des Geländes, und so kam der Loder'sche Besitz in gutzahlende Hände. Für's Erste waren mit diesem schweren Verlust die drückendsten Sorgen gehoben.

Die Loderin war eine tüchtige, kluge Frau. Sie ging von Stund an, rücksichtslos gegen sich selbst, in's Geschirr, und zog am verfahrenen Karren ihrer Wirthschaft.

Der Sepp war in der Zeiten Lauf der Sepp worden, war in der Stadt, wo er nach des Vaters Tod und auf der Mutter Wunsch eine landwirthschaftliche Schule besuchte, und ist nach Umlauf von zwei Jahren gerade jetzt wieder zurückgekommen, ein zweiundzwanzigjähriger, kräftiger Bursch, blond- und rothbäckig wie einst, und immer noch derselbe stille Träumer, aber nur in den Feierstunden. Einen Willen aber hat der Sepp, gegen den kommt keiner auf; und mit diesem Willen hat er sich verabredet, das väterliche Erbgut wieder zu dem zu machen, was es einst gewesen war an Umfang und Ansehen, und sollte es ihn ein Leben voll Mühe, Schweiß und Entbehrung kosten.

Von dem Fabrikwesen in der Nachbarschaft will er nichts wissen; eine instinktive Abneigung hält ihn fern von der Gesellschaft seiner Gleichaltrigen, die zumeist dort in Brod und Arbeit sind. Ist's der Bauernstolz, der aus den bescheidenen, gutmüthigen Mienen zuweilen kurz hervortritt, wenn er im Wirthshaus, das er selbst nur zu kurzem, einsamem Trunk betritt, geraden Gangs an den Tischen seiner Schulkameraden vorübergeht? —

Der Sepp und der Peter sind sich Beide gegenseitig widerwärtig geworden. Sie meiden sich, ohne viel böse Worte gewechselt zu haben. Beide fühlen es, daß es so das Beste ist, und sie sind vernünftig genug, ihrem Gefühl zu folgen.

Nur einmal ist frühmorgens der Sepp mit dem Dungwagen auf's Feld gefahren, und wie er um sieben Uhr nach gethauer Arbeit wieder nach Hause lenkte, begegnete ihm auf der einsamen Dorfstraße der Peter, auf dem Weg zur Fabrik. Spöttisch deutete der Peter auf Sepp's dungbeschnukte Stiefelrohre:

„Schon so früh wieder Mist getreten, Hofbauer?“

„Lieber die Spur von meinem Hab und Egen an den Füßen, als fremde Erde unter den Fingernägeln,“ antwortete ihm Sepp und knallte gleichgültig und langsam, in seines Vaters Art, mit der Peitsche über die Rücken seiner feisten Kühe hinweg. Da warf ihm Peter einen häßlichen Blick zu und zog schweigend seine Straße weiter. — Seitdem gingen die beiden Nachbarkinder von ehemals noch mehr wie bisher getrennte Wege.

Die Ev, eine stattliche Dirne, kaum ein paar Jahr jünger als Sepp, ist in der Stadt in guter Stellung. Die zwei Jahre über, die Sepp dort in eifrigem Lernen

und Arbeiten zugebracht hat, hatten sie sich fast täglich wiedergesehen, und sie hielten auch in der Fremde die gute Nachbarschaft von der Heimath her in Treuen und Ehren. Aber wie der Sepp vor Kurzem nun endgiltig den Heimweg in's väterliche Dorf antrat, kam's zu Tage, daß aus Nachbarlichkeit, Landsmannschaft und Freundschaft eine ächte und rechte Zuneigung geworden war, und die beiden Jugendgespielen haben sich beim schweren Abschied zum ersten Mal geküßt, und von Liebe und Glück gesprochen. Darum, um der Braut Willen, meidet der Sepp auch jeden Streit mit dem Peter . . .

Diesen hat in der letzten Zeit, wie wir schon erfahren haben, ein ruhloser, fremder Geist erfaßt. Von fern und fremdher ist ihm verworren die Kunde von etwas gänzlich Neuem, Unbekanntem geworden: von sozialem Klassenkampf, vom Recht der Arbeit und von der widernatürlichen Macht des Kapitals — da und dort hat er ein Flugblatt, ein zerlesenes Buch aufgegriffen und verschlungen, als erste und einzige geistige Nahrung, und das gährt und kocht nun in seinem leichtbewegten Gemüth, und sein Stolz und Ehrgeiz und das Gefühl, ein Ausgestoßener zu sein, das ihn seit Jahren begleitet, schüren und rühren die trüben Flammen.

Achtung und Ansehen in seinem Kreise war ja von jeher sein heißestes Begehren, und in seiner jetzigen Gesellschaft konnte er Beides genießen, wenn er Allen voran der Stigigste und Extremste war: in diese Rolle stürzte er sich mit aller Macht, und der Erfolg blieb nicht aus. Er galt bei den jungen Arbeitern als der verbissenste, verwegenste Sozialist und bei den Alten als der Tollste und unbestrittene geistige Führer der Andern. —

Die Fabrik hatte in den ersten Jahren ihres Bestehens gute Geschäfte gemacht und war rasch emporgeblüht. Dem günstigen Gang ihrer Entwicklung glaubten die Unternehmer noch besser aufhelfen zu können, wenn sie das Anwesen mehr und mehr vergrößerten, und so wurde in hastig fieberhafter Weise gebaut und hinzugekauft, oftmals über den wahren Werth und ohne genügende Rücksicht auf die Zukunft des Unternehmens. Nun war ihr aber in der nicht fernern Stadt eine Konkurrenz entstanden, die der Nähe der Verkehrswege halber und aus anderen Gründen für die Fabrikanlage draußen auf dem Lande bald eine bedrohliche wurde.

Die Hoffnungen auf die Zukunft des älteren Unternehmens stellten sich als übertriebene heraus. — Mit Lohnminderung, Arbeitsentlassung möchten die Leiter der Fabrik die Katastrophe aufhalten — und gerade jetzt verlangen die Arbeiter Lohnerhöhung und Stundenverkürzung! — Der Konflikt war nicht zu vermeiden und in diesen Tagen hat er sich soweit zu-

gespißt, daß es nur die Frage der nächsten Zeit sein kann, bis er zum Ausbruch kommt. Daher das Tuscheln und Berathen, daher die Erbitterung und die Drohungen, die man des Abends allenthalben in Schänken und Gassen vernehmen kann . . .

* * *

Die Krisis im Geschäftsbetrieb des Cementwerks und die Spannung zwischen den Unternehmern und den Arbeitern liegt drückend, wie ein Gewittertag, über Dorf und Fabrik.

Heute ist Montag, und mißmuthiger denn je sehen wir die Schaaren der zahlreichen Arbeiter und Arbeiterinnen dem schrillen Pfiff der Dampfmaschine gehorchen, welcher den Beginn eines neuen Tageswerkes zu bezeichnen pfeift.

Der alte Martin hatte gestern einen guten Tag gehabt. Seinen wüsten Reden hatten die Andern, halb neugierig, halb belustigt, aufmerksamer als sonst gelauscht, und mehr denn einmal hatte es von links und rechts in seine Ausführungen hinein geklungen:

„Recht hast! Dukatenmärkte!“ —

„Da, trink' eins dazwischen, Alter!“ oder auch: „Sollst leben, verkrachter Steinbrecher, ich zahl' Dir einen!“ . . .

Das Ende vom Lied war, daß sie den Märkte einmal wieder nach Hause tragen mußten. —

Heute früh hat der Martin dafür einen soliden und beharrlichen Magenjammer, und das macht ihm die Arbeit nun erst recht unpaß. Widerwillig und träge knetet er an den ihm zugewiesenen Formen: die Ruhepausen sind dabei die Hauptsache. Da geht einer der Bureaudirektoren über den breiten Hof, in dessen Ecke der Martin beschäftigt ist.

„He, Mann! Ihr macht's Euch ja recht bequem da!“ ruft ihn barsch der Beamte an, und bleibt stehen; „zahlt man Euch Euern guten Lohn für's Faulenzen und Zeittodtschlagen?“

„Ich bin kein Hundevieh und thu' so viel ich kann,“ brummt der Martin unwirsch dagegen, dabei schickt er sich an, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

„Ihr habt ja da einen höflichen Ton an Euch! Ist das der Dank dafür, daß man Euch aus Barmherzigkeit hier beschäftigt? Jeder Andere könnte in derselben Zeit mehr wie Ihr leisten,“ zürnt der Beamte. „Entweder, Ihr habt bis in zwei Stunden den Vorrath, den Ihr da liegen habt, verarbeitet, oder Ihr seid heute das letzte Mal im Dienst gewesen. Verstanden? Und das sage ich Euch,“ fügte der Beamte noch drohend hinzu, „Säufer und Hezer können wir hier keine brauchen, merkt Euch das!“ Damit geht er weiter. Der Martin knurrt etwas Unverständliches in seinen grauen Bart und ballt die Faust.

Der kurze Wortwechsel hat trotz seiner Unauf-

fälligkeit allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Von allen Seiten halten die Leute in der Arbeit inne und horchen. Und jetzt fallen häßliche Worte und böse Blicke folgen dem Fabrikbeamten. Manah eine Faust wird nach jenem Aufbau hin geschüttelt, wo an den Fenstern die Pulte und die gebeugten, schreibenden und rechnenden Gestalten des Verwaltungspersonals sichtbar sind . . . Doch stoßen die Maschinen nicht, und bald geht's wieder in einförmigem Hasten hin und her, schweigsam und still von Schuppen zu Schuppen.

Eine Stunde vergeht, da plötzlich schreut ein verworrenes Geschrei die Beamten hinter ihrem Schreibtisch empor. Die Direktoren eilen an die Fenster. Draußen ist fast das gesammte Fabrikpersonal in dichtem Knäuel in einer Ecke des Hofes versammelt. Aus dem Anfangs unverständlichen Gemurmel werden jetzt einzelne Rufe laut:

„Mörder!“ „Nieder mit den Leutschindern!“ und jedesmal begleitet solche Rufe ein vielstimmiger, drohender Lärm.

Da treten die Fabrikbesitzer selbst aus der Thüre der Geschäftsräume auf die Arbeiter zu, unter ihnen der Beamte, der heute Morgen den Martin zurechtgewiesen hatte. Wie auf Verabredung bildet die Arbeiterschaft eine Gasse nach rückwärts, nach der Mitte zu. Da liegt, umgeben von mehreren aufgeschichteten Ziegelhaufen der Martin, bleich und regungslos, und zu seinen Häupten steht, ebenso bleich, aber mit glühenden Augen, der Peter, sein Sohn.

„Da kommt er, der Mörder! Seht Ihr ihn? Der da ist's!“ — schallt es von allen Seiten, und viele Hände strecken sich aus nach dem Manne, der den Martin vorhin so scharf getadelt hatte.

„Was ist geschehen, Leute?“ fragt der Direktor und tritt vor. Vielstimmiges Geschrei antwortet ihm wieder, und oft muß er Ruhe gebieten, bis er endlich aus dem Munde eines weniger rabiaten Arbeiters Folgendes erfahren kann:

„Der Herr da,“ und damit deutet der Mann nach dem eben Beschimpften, „der Herr da hat vor einer Stunde unsern Kameraden, den Martin hart angelassen und hat ihm mit Entlassung gedroht und schließlich befohlen, daß der kranke, alte Mann die doppelte Arbeit an diesem Morgen verrichten müsse, wenn er nicht weggejagt werden wolle. Und nun hat der gebrechliche, alte Mann in Hast und Eile drauf los geschafft, ja, und ohne Schonung seiner kranken Brust und seiner schwachen Kräfte, und da hat ihn jetzt aus Ueberanstrengung und aus Angst, er möchte das tägliche Brod für Weib und Kind verlieren, vor seiner Arbeit dann der Schlag gerührt. Sehen Sie nur her, da liegt er, den Sie in den Tod getrieben haben!“

Nach diesen Worten bricht's wieder wüthend los: „Gemordet, — geschlachtet habt Ihr ihn!“ Menschenschinder seid Ihr! Seht, dort steht der Geschniegelte, der Arbeiter zu Tode heßt! Schlagt ihn todt!“ —

Muthig tritt der Schwerbeschuldigte vor, um zu sprechen, und sich gegen solche übertriebene Anklagen zu vertheidigen. — In demselben Augenblick springt ihm der Peter, welcher indeß blaß aber wortlos neben dem todtten Vater gestanden, mit einem Satz entgegen: „Dich mein ich, Dich!“ ruft er heiser, — blickartig funkelt das Stellmesser in der Luft — und mit einem Schrei sinkt der Beamte zusammen. —

In einem Augenblick war das geschehen, und in starrem Schrecken stehen die zornerrigten Gesellen in der Runde, und bis der Ruf laut wird: „Greift ihn!“ — greift den Mörder!“ ist Peter verschwunden.

Nun ist die Ernüchterung da, angesichts zweier Opfer — graubärtige Männer tragen den Schwerwundeten nach dem Bureau. Den Arbeitern wird bekannt gemacht, daß bis auf Weiteres die Arbeit einzustellen ist.

Gebeugten Hauptes, wie schuldbewußt, gehen die Leute nach ihren Ankleideplätzen, und bald liegt Todtenstille über dem ganzen Gebiet der Fabrik. Den alten Martin haben seine Kameraden auf einer Bahre, wie schon einmal, in's Dorf zurückgetragen. Diesmal wacht der Martin nimmer auf. — Es ist gut für ihn. Hört er doch nimmer das Reden und Raunen im Dorf über den Dufatenmärtle und über Peter, seinen Einzigen, der zum Mörder geworden!

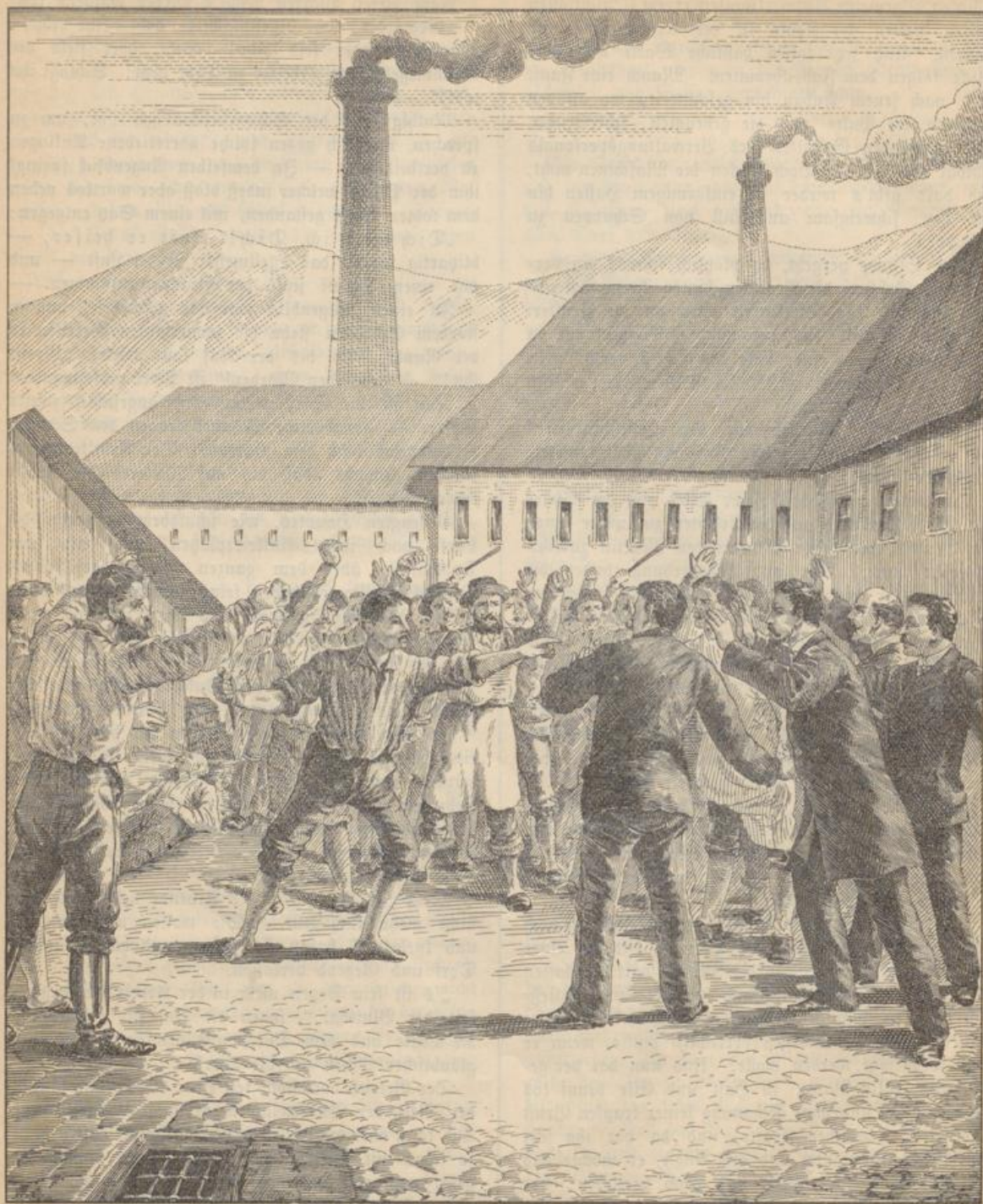
In den darauffolgenden Tagen hat die Direktion eine Anzahl Arbeiter entlassen, weil sie der Aufreizung und Bedrohung beschuldigt waren. Den Uebrigen wurde, wie es heißt, diesmal noch die Zusammenrottung nachgesehen, doch wurden auch sie ernstlich verwarnt. — Der verletzte Direktor ist seit heute außer Lebensgefahr . . .

Mehr als die Hälfte der Arbeiter haben sich aber nicht mehr eingestellt. „Sie wollen uns zwingen, und knebeln!“ haben sie gesagt und haben fluchend Dorf und Gegend verlassen.

„'s ist kein Segen mehr in der Arbeit dort drüben, seit der Blutthat,“ sagen die Andern, vornehmlich die Leute aus dem Dorf, und drücken sich in abergläubischer Scheu um die Werke . . .

Der Betrieb dort stockt seit einer Woche und länger; der Rest der Dienstwilligen verlangt Lohnerhöhung. Die kann aber die Fabrik nicht gewähren. Sie arbeitet so schon mit Unterbilanz. — Noch eine Woche vergeht, noch eine und noch eine. Die Kamine feiern, und auf dem Fabrikhof herrscht Kirchhoffstille . . .

Da wird's bekannt: das Unternehmen ist verkracht, die Fabrik aufgelöst, die Grundstücke werden verkauft,



Dich mein ich, Dich! ruft er heiser.

stückweise in Einzelbesitz. Die Gebäude sollen zu jedem Preise losgeschlagen werden — die Gesellschaft konnte sich in der That bei der nachbarlichen Konkurrenz nicht mehr halten. Die unglücklichen Ereignisse der jüngsten Zeit haben die Sache nur beschleunigt. —

Auch der Steinbruch ist mit der Zeit eingegangen, denn seine Ergiebigkeit hat nachgelassen, er rentirte nimmer; Martins einstiger, bäuerlicher Grundbesitz ist jetzt eine verlassene Steinwüste . . . Das Dorf, welchem auf industriellem Wege eine neue, einträglichere Zukunft prophezeit war, ist wieder ein Bauerndorf. Der hohe Flug der Erwartungen einer glänzenden Zukunft blieb unerfüllt. Das ruhlose Hasten, das Hämmern und Klopfen, das Schnaufen und Pusten der Maschinen, das Rauchen der Kamine, all' das ist wieder ländlicher Stille gewichen; den Bauern aber erscheinen die letzten Jahre wie ein schwerer, häßlicher Traum —

Der Peter hat aus Amerika geschrieben: er ist also glücklich durchgekommen. Er weiß auch, daß sein Dpfer nicht todt ist, dessen hat er sich noch versichert, und er ist froh, daß dem so ist. Er will im freien amerikanischen Westen ein neues Leben beginnen — das ist das Beste, was man von ihm gehört hat . . .

Der Sepp hat bei der Versteigerung des Fabrikgrundbesitzes für geringe Summen einen Theil seines väterlichen Bodens wieder erworben. Er ruht und rastet nicht, bis er seinen Vorsatz zur Wahrheit gemacht hat.

Des Martin unglückliches Weib aber hat bei dem

Sepp und dessen Mutter liebevolle Aufnahme gefunden. — „Das wär' noch schöner!“ hat der Sepp gemeint, „meine zukünftige Schwiegermutter gar im Armenhaus! Nein, das giebt's nicht!“ . . . Im Herbst kommt die Eva aus der Stadt zurück — dann soll Hochzeit sein, so ist's festgesetzt . . . Der Sepp ist emsig für sein Theil daran, jetzt schon sein Haus für die zukünftige Herrin zurecht zu machen. Das stattliche, alte Bauernhaus glänzt wieder von oben bis unten in neuem Verputz, und einladend winken die blanken Scheiben der Fenster mit den frisch gestrichenen, freundlichen, grünen Fensterläden. Sepp selber geht seit Wochen in festtäglicher Stimmung hier aus und ein. In letzter Zeit ist das Sinniren wieder stark über ihn gekommen. Stundenlang kann er am Weidenbach stehen, der sein Grundstück bespült, und in die Wellen schauen, den rollenden Kieselstein nach. —

Was er sich da zurecht denkt, ist leicht zu errathen. Er sieht die Sonne wieder freundlich über den alten, vertrauten Dächern lachen, hört den Wind heimlich durch die Obstbaumkronen flüstern, und Beide erzählen ihm von stillem, verborgenem Glück, fern von Weltlast und Weltangst, im heimlichen, trauten Heimathdorf, an der Seite der geliebten, wackeren Hausfrau. Sie erzählen, wie auch in kleinem Kreise der Brave Tüchtiges schaffen kann, und glücklich schaffen kann, wenn ihm treue Gefährten zur Seite stehn, sie erzählen, wie schön, wie friedlich und fromm es sich lebt bei kleinen Leuten . . .

— Ende. —

Aus dem Leben eines Briefträgers.

„Vertrau' auf Gott!
Er hilft in Noth!“ —



„Schon dreiviertel sechs,“ sprach der Briefträger Sorgenfrei, indem er an einem Herbstmorgen erwachte, nach der Wanduhr schaute und dann vom Lager aufsprang und sich rasch ankleidete. „Ach, die gute Frau“, fuhr er fort, „hat heute verschlafen — aber sie ist ja auch bis nach Mitternacht aufgewesen, um Kinder Sachen zu flicken, und ich kann heute auch einmal ohne warmen Kaffee fortgehen. Eigentlich hieße ich besser Sorgenvoll — da liegen meine fünf lebendigen Sorgen,“ sprach er vor sich hin, auf seine Kinder blickend, „aber sie machen mir auch viele Freude,“ und damit entfernte er sich, um seinen mühevollen Lauf durch die Straßen der Hauptstadt zu beginnen.

„Ach, der arme Vater hat heute Morgen ohne Kaffee fortgehen müssen,“ jammerte die Frau beim Erwachen.

„Mutter,“ klagte August, „die Dreierbrötchen wer-

der immer kleiner und mein Magen wird immer größer.“ —

Ach, Ihr lieben Kinder, wie leid thut Ihr mir, daß ich Euch nicht satt zu essen geben kann, aber seht, das Getreide schlägt immer mehr auf und der Gehalt eures Vaters bleibt immer derselbe, ich weiß keinen andern Rath, als daß wir den lieben Gott um eine recht reiche Ernte bitten. Einstweilen wollen wir mit dem Wenigen zufrieden sein; seht, bald ist der Hauszins wieder fällig und eure Mutter muß sparen, damit wir unter Obdach bleiben können.“ —

Da kam freudestrahlend Sorgenfrei eines Tages heim und erzählte jubelnd Frau und Kindern, daß die erledigte Oberbriefträgerstelle ihm angeboten worden sei; 1800 Mark sollten sie dann einnehmen und damit stellte er einen schweren Geldsack, 1800 Mark enthaltend, auf den Tisch. „Sieh, Frau, diesen Geldsack soll ich zum Herrn Hofrath Kaden bringen und ich habe ihn im Vorübergehen heraufgeschleppt, um Dir auf Einmal zu zeigen, wieviel wir später im